

HIERARCHIE

der Engel

I. CHOR

1. *Seraphim*
2. *Cherubim*
3. *Throne*

II. CHOR

4. *Dominationes*
5. *Virtutes*
6. *Potestates*

III. CHOR

7. *Principatus*
8. *Archangeli*
9. *Angeli*

So viele sind gestorben. Zerstört durch Raserei, Brutalität und Angst, so dass ihre Schreie noch in der Unendlichkeit nachhallen. So viel Schmerz. So viel Gewalt. So viel Liebe.

Ich schreibe ihre Geschichte auf. Für die, die leben. Und für die, die getötet wurden. In einem Krieg, wie er noch nie geführt worden war und wie er nie wieder geführt werden darf. Nichts soll vergessen werden, nichts darf verschwiegen werden. Nicht die Helden, nicht die Verräter, nicht die Mörder.

Es heißt, sobald ein Kind auf die Welt kommt, legt ihm ein Engel einen Finger auf den Mund: so vergisst es augenblicklich die göttlichen Geheimnisse. Nur die kleine Furche zwischen Nase und Mund bleibt als Spur zurück. Vielleicht war das der größte Fehler: zu viele Geheimnisse. Wir sind Teil *einer* Schöpfung, und doch wissen wir vom anderen nichts oder geben vor, uns nicht dafür zu interessieren. Hätten wir uns gegenseitig offenbart, anstatt auf unserer Einzigartigkeit zu beharren ... vieles hätte verhindert werden können. Alles hätte verhindert werden können. Ich will mein Wissen nun teilen. In Erinnerung an die, die ich geliebt habe, und als Mahnung an die, die jetzt zurückbleiben. Mögen sie weiser sein, als wir es waren.

So will ich beginnen, in einer Nacht, in der ein solch schweres Unwetter tobte, dass es als Vorbote dessen hätte gelten können, was später folgte. Tatsächlich waren die Zeichen für die Katastrophe schon lange vorher zu sehen, wenn auch niemand sie wahrhaben wollte. In dieser Nacht also stolpert eine Frau aus ihrem Haus, entschlossen, ihrem Le-

ben ein Ende zu setzen, und im Vertrauen darauf, in einer anderen, besseren, Welt das zu finden, was in ihrer eigenen nicht mehr vorhanden ist. Finster und gewaltig hockt dieser Sturm wie ein wildes Tier im Firmament und brüllt ihr seinen ganzen Hass entgegen: Bäume verbiegen sich unter seiner Wut, Regen peitscht ihr ins Gesicht, eiskalter Atem zerrt an ihren Haaren, während sie über Steine stolpert, den Berg hinaufläuft, dem Himmel entgegen.

Dem Ende entgegen.

Der Weg ist steil, der Boden aufgeweicht. Ein Dornengestrüpp greift nach ihrem Kleid, reißt sie herum. Sie fällt, schlittert herab und schlägt hart gegen einen Felsen. Blut läuft über ihr Gesicht, nur mühsam schafft sie es wieder auf die Beine und nimmt erneut Anlauf gegen den Wind, gegen den Regen, gegen den Berg. Die Arme vorgestreckt wie jemand, der in der Finsternis eines Raumes den Ausgang sucht.

Im Haus lässt sie nichts zurück. Sie lässt überhaupt nichts zurück. Niemanden, der um sie weint, niemanden, dem sie Rechenschaft schuldig wäre. Nicht mal Erinnerungen an ein glückliches Leben. Dabei ist sie von Geburt an reich, steht auf der Gewinnerseite, während sich andere im täglichen Überlebenskampf verbrauchen. Sie hat alles – und doch nichts, wofür zu leben lohnt.

Es heißt, nichts geschehe ohne Grund und dass alles eine Rolle spiele, ganz gleich, wie lange man lebt oder wie viel man dabei erreicht. Alles dreht sich wie in einem großen Uhrwerk, das niemals stillsteht, jedes Rad darin hat eine Funktion, und nichts endet wirklich. Alles hat seine Zeit, denn wenn das eine stirbt, wird das andere geboren – ein Rad bleibt stehen und setzt ein anderes in Gang. So bewegen wir uns nicht, sondern werden bewegt, so gestalten wir nicht, sondern erfüllen unser Schicksal. Nur wer alles kennt, weiß, dass alles Sinn macht.

Sie weiß nichts davon, kennt nur sich selbst und ihr Unglück, wie alle nur sich selbst und ihr Unglück kennen.

Sie hat den Gipfel fast erreicht, kriecht die letzten Meter auf allen vieren zur Klippe hin. Oben richtet sie sich auf. Der Sturm reißt die Wolkendecke auseinander: Der Mond scheint sie für kurze Zeit an, so dass sich ihre Konturen gegen das fahle Licht abzeichnen. Sie blickt hinab und sieht nur Regen, der vom Wind in einen dunklen Schlund getrieben wird. Ganz tief unten, am Fuß der Finsternis, schlägt der tosende Wildbach gegen Fels und Stein.

Dann schließt sie die Augen und fällt nach vorn.

Sie wird ganz leicht, ihr Magen kitzelt. Für einen Moment glaubt sie, dass alles steht, in einer stummen Welt gleitet sie durch schwebende Tropfen hindurch, der Dunkelheit entgegen.

Doch schon im nächsten Moment fauchen ihr scharfe Fallwinde ins Gesicht, reißen ihren Kopf zurück. Sie dreht sich um die eigene Achse, sieht, wie die Klippe, auf der sie vor einem Sekundenbruchteil noch gestanden hat, von ihr fernrückt, der Fels glitzert.

Etwas steht dort.

Etwas, wovon der Regen abprallt. Eine Silhouette im kalten Mondlicht, ihr neugierig nachsehend. Ein Mensch aus Glas scheinbar, der im nächsten Moment ebenfalls springt, wie eine Feuerwerksblume zerplatzt, nur um im selben Augenblick ganz nahe bei ihr zu sein.

Sie spürt, wie Arme sie umfassen.

Ihr Sturz wird langsamer, viel langsamer. Das Rauschen in ihren Ohren lässt nach. Sie hört wieder den Regen, den Wind, der hier viel schwächer ist als oben auf der Klippe. Etwas hält sie fest. Mitten im Nichts wiegt es sie im Arm.

Sanft erreichen sie festen Boden.

Alles, was sie je bedrückt hat, ist nun fort. Sie spürt so viel Glück, so viel Liebe, dass sie seinen Kopf streicheln will, ihm sagen will, wie dankbar sie ist, nicht dafür, dass er sie in ihrer schwersten Stunde getragen hat, sondern dafür, dass sie durch ihn in eine Welt des Lichts gesehen hat. Sie weint und

zittert und versucht zu sprechen, als er ihr einen Finger auf den Mund legt. Seine Stimme hallt wie aus ferner Welt in ihr und flutet sie wie Musik in einer Kathedrale.

»Schhh...«

Dann legt er sie sanft ab – sie verliert das Bewusstsein.

Es heißt, dass nichts ohne Grund geschehe und dass wir alle Teil eines Ganzen seien. Es heißt, dass sich alles drehe und niemals anhalte. Wir erfüllen unser Schicksal, auch wenn wir es nicht kennen. Alles hat seine Zeit, doch ihre Zeit war noch nicht gekommen.

Weißer Turnschuhe huschten über einen langen, schmalen Flur, dessen Boden unter kaltem Neonlicht steril glänzte. Ein leises Quietschen sprang von Wand zu Wand, tauchte ab und verschwand. Die junge Stationsärztin Esther eilte zum letzten Zimmer auf der rechten Seite am Ende des Flures, ein Einzelzimmer für besondere Patienten. Reiche Patienten. Und weil nichts ohne Grund geschah, war sie es – und keine andere –, die Zimmer 303 öffnete und damit in das Leben einer Lebensmüden trat.

Hier war es stiller als in jedem anderen Zimmer des Hospitals. Ein Raum für nur eine Patientin, liebevoll eingerichtet, mit Blumen und freundlichen Details, die aufheiternd wirken und helfen sollten, sich heimisch zu fühlen. Für Patienten, die ihr inneres Zuhause längst verlassen hatten und jetzt nichts mehr finden konnten, was ihnen ein Gefühl der Sicherheit gab.

Sie lag in einem Bett und starrte durch ein Fenster in einen strahlend blauen Himmel, hinaus in eine frisch duftende Welt, als hätte der Sturm der Nacht sie gewaschen.

»Wann wurde sie gefunden?« Esther sprach mechanisch, ohne Interesse, ohne Anteilnahme.

»Heute Mittag«, antwortete ein Pfleger, der hinter ihr eingetreten war und die Tür jetzt schloss.

»Hat sie etwas gesagt?«

»Nein.«

Sie trat an ihr Bett. »Können Sie mich hören?« Und als sie nicht antwortete und auch sonst keine Regung zeigte, hakte Esther nach: »Judith?«

Als die Patientin auch auf ihren Vornamen nicht reagierte, blätterte Esther wieder in den Papieren auf ihrem Klemmbrett. Das, was man über die Frau wusste, hatte man in knappen Worten bei der Aufnahme notiert. Beim Nachnamen blieb sie hängen.

»Ist sie etwa die Frau von ...?«

Der Pfleger nickte kurz. »Die Witwe. Ihr Mann starb vor zwei Jahren. Lesen Sie keine Klatschzeitungen?«

»Nein.«

»Es heißt, sie habe den Verlust nicht verkraftet. In der Öffentlichkeit hat man sie jedenfalls nicht mehr gesehen.«

Esther drehte sich zu ihm: »Amitriptylin, Desipramin ... gibt es eine Anamnese? Einen Kollegen, den ich konsultieren könnte? Ich finde nichts in den Unterlagen.«

Der Pfleger schüttelte den Kopf. »Nein. Sie war nicht in Behandlung.«

»Obwohl sie schwer depressiv ist?«

»Wie gesagt: Sie lebte sehr zurückgezogen.«

Esther blickte auf die Patientin herab, die schlank und zerbrechlich in ihrem Bett lag und aus dem Fenster starrte. Was sah sie gerade? Einen perfekten Tag oder nur eine Sonne, die alle Farben weggebrannt hatte?

»Sind die Fenster abgeschlossen?«, fragte Esther.

»Natürlich«, antwortete der Pfleger.

Esther nickte und machte Anstalten zu gehen. »Sehen Sie stündlich nach ihr. Und erhöhen Sie die Dosierung.«

»Doktor?«

»Was denn?«

Der Pfleger wirkte eingeschüchtert, als hätte er etwas zu beichten. Mit einer kurzen Geste bat er Esther, etwas näher an sie heranzutreten. Gerade so, als sollte die Patientin nicht hören, was er zu sagen hatte.

»Was?«, fragte Esther ungeduldig.

»Könnte vielleicht jemand anderes die Betreuung der Patientin übernehmen?«

Esther sagte nichts, taxierte nur den Pfleger, der als ebenso einfältig wie zuverlässig galt. Jetzt wirkte er blass, nervös, während seine Augäpfel wie Vögelchen auf einem Ast hin und her sprangen.

»Was ist los?«, fragte Esther irritiert.

Wieder hüpfte sein Blick, unwillkürlich folgte Esther: Doch dort lag nur eine zarte Frau mittleren Alters, die reglos aus dem Fenster starrte.

»Es ist nur so ... dass ... ich ...«

»Ja?«

Er atmete tief durch. »Mir ist nicht wohl bei der Sache.«

»Weil sie prominent ist?«

»Nein.«

»Warum dann?«

»Weil sie nicht tot ist.«

Esther hatte mit vielem gerechnet, aber damit nicht. »Was reden Sie denn da?«

Der Pfleger zog sie ein Stück vom Bett weg. »Als die Kollegen sie brachten, sagten sie auch, wo die Bergwacht sie gefunden hatte.«

»Und?«

»Sie lag am Fuß der großen Schlucht.«

Er sah sie bedeutungsvoll an, gerade so, als ob diese Antwort alles erklären müsste. Esther hingegen verstand nichts, außer dass langsam Ärger in ihr hochkochte.

»Und das bedeutet was?«, fragte sie scharf.

»Durch den Sturm in der Nacht ist die Stelle, an der man sie gefunden hat, unerreikbaar geworden. Und das bedeutet, dass sie nur von oben gekommen sein kann. Die Schlucht aber ist Hunderte von Metern tief. Niemand überlebt so einen Sturz. Und sehen Sie sie an: Sie hat nicht mal einen Kratzer!«

Sie folgte der Geste des Pflegers, sah wieder auf die stille Frau im Krankenbett und ärgerte sich gleichzeitig darüber. Da wurde sie ganz ruhig und räusperte sich: »Ich verstehe ...«

»Ich bin froh, dass Sie dafür Verständnis haben.«

Esther sah wieder in ihre Unterlagen, dann blickte sie auf:
»Wie lange sind Sie in diesem Krankenhaus angestellt?«

»Seit über zwanzig Jahren.«

Esther nickte sanft: »Sollten Sie nur eine einzige meiner Anweisungen nicht befolgen, werde ich mich persönlich dafür einsetzen, dass kein einziger weiterer Tag dazukommt.«

»Aber ...«

»Haben Sie mich verstanden?«

»Schon, nur ...«

Sie schickte ihm einen Blick, der wie ein Windstoß alle Farbe aus seinem Gesicht blies. Diesmal hatte er verstanden. Sie gab ihm das Klemmbrett in die Hand und verließ den Raum.

2

Am späten Nachmittag gönnte sich Esther eine kurze Pause in der Kantine, aß süßes Gebäck, saß allein am Tisch, fernab von den Kollegen, die bei Kaffee oder Tee plauschten, Witze rissen oder Klatsch austauschten. Sie hatten schon lange aufgehört, Esther an ihren Tisch zu bitten, um ihnen Gesellschaft zu leisten, denn sie war – so fand man – wie ein Abfluss, in dem nach wenigen Minuten alle gute Laune gurgelnd verschwand.

Anfangs gab es trotz dieser Eigenart noch viele, die ihr den Hof machten, da sie gesegnet war mit Schönheit und Verstand, aber sie erstickte jedes Werben mit der gleichen Sprödigkeit, mit der sie auch jeder Gesellschaft die Energie entzog. Zum Schluss akzeptierte man, dass Esther niemanden brauchte. Dabei wäre es genau das gewesen, was sie aus ihrem Gefängnis hätte retten können ...

Mit Einbruch der Dämmerung endete ihr Dienst, und sie verbrachte noch einige Minuten auf dem Dach der Klinik,

blickte auf die Stadt hinab, deren Lichter in einem Tal friedlich blinkten. An ihren Flanken erhoben sich steile Berge, schroffe Felsen, die im Zwielflicht der untergehenden Sonne fast schon romantisch wirkten. Die große Schlucht war von hier aus nicht zu sehen. Wer weiß, wie lange Judith dort unten schon gelegen hatte? Vielleicht war sie vom Sturm überrascht worden. Das rasch ansteigende Wasser des Wildbachs hatte ihr den Rückweg abgeschnitten: sie unterkühlte, schlief ein, wurde gefunden. Das dürfte die ganze Geschichte gewesen sein, wenn sie auch bei weitem nicht so spektakulär war wie ein vermeintlicher Sturz, den sie ohne Verletzung überlebt hatte. Morgen würden die Tageszeitungen in großen Schlagzeilen berichten.

Sie hatte den Flur für jeden, der Judith besuchen wollte, sperren lassen. Und die Pfleger und Schwestern wussten genau, dass Esther sie feuern würde, sollte ein kleines Bestechungsgeld dafür sorgen, dass ein Foto oder eine Information in der Zeitung veröffentlicht wurde. Die Patientin verdiente es, in Ruhe wieder zu sich selbst zu finden. Jeder verdiente das.

Für den Heimweg wählte Esther seit zwei Jahren eine andere, umständlichere Route als den direkten Weg, erreichte ihr Zuhause in einem Hochhaus und betrat ihre Wohnung im vierten Stock. Alles hier wirkte aufgeräumt, penibel sauber, ja fast so steril wie die Flure und Zimmer des Hospitals, in dem sie Dienst tat und wo sie sich sogar die Urlaubstage ausbezahlen ließ. Ferien waren ein Luxus, der ihr Leben terrorisierte, weil sie dann mit der Person konfrontiert war, die sie am meisten fürchtete: mit sich selbst.

Sie machte den Fernseher an, sofort schwappten Geräusche und Stimmen mit dem flackernden Licht in die ansonsten dunkle Wohnung. Sie nahm eine Dusche, und als sie aus dem Bad zurückkehrte, öffnete sie die Balkontür, genoss die milden Temperaturen einer Spätsommernacht und blickte in die erleuchteten Fenster eines Innenhofes, hinter denen nur glückliche Familien zu leben schienen. Eltern mit ihren Kin-

dern, mit ihren Großeltern; Paare, die ihre nackten Füße auf die Balkonbrüstungen gelegt hatten und sich gegenseitig mit den Zehen anstupsten. Kichern war zu hören, leise Gespräche, der Duft von Essen. Und Kinder, die noch keine Lust hatten, ins Bett zu gehen.

Esther trank Wein, wie sie es jeden Abend tat. Nie zu viel, aber immer genügend, um einen Zustand zu erreichen, in dem sie Freude an diesen Geräuschen empfand. Im Fernsehen liefen die Nachrichten. Judith war kein Thema. Vielleicht war sie nicht von nationalem Interesse. Sie schaltete ab. Ohne bunte Bilder und Geplapper war es in ihrem Wohnzimmer vollkommen still, und so stand sie einfach nur da und kämpfte gegen den Impuls an, nachzusehen, ob sich etwas verändert hatte. Vielleicht war ja alles nur eine große, grausame Illusion, die eines Tages wie ein fettes Eitergeschwür aufplatzen würde und alles Gift könnte auslaufen. Sie wäre wieder gesund, wie vor der Explosion, deren Echo nur sie allein noch hören konnte.

Sie schlich in den Flur und lauschte an einer Tür. Alles war still. Sie öffnete die Tür und fand ein kleines Zimmer, das leer war. Und doch verrieten Konturen an den Wänden, dass hier einst Möbelstücke gestanden hatten, jetzt aber kauerten sie als Schatten auf den Fußleisten und starrten sie an. Stumme Zeugen der Vergangenheit, die hier jeden Tag auf sie lauerten und niemals verschwinden würden, ganz gleich, wie oft sie diese Wände auch strich.

Schuld war der Splitter in ihrem Kopf, der große Uhrmacher, der die Zeit angehalten hatte, die gute Fee, die ihr jeden Wunsch verwehrt. Sogar den, zu sterben. Sie schleppte sich ins Bett, in der Gewissheit, dass sie morgen wieder nachsehen würde.

Doch in dieser Nacht änderte sich alles.

Ein Flüstern sprang von Kontinent zu Kontinent. Schlafende erwachten aus einem Traum und fühlten nichts als tiefe Trauer um etwas, das nie wiederkehren würde. Was immer

sie gesehen haben mochten, was immer sich ihnen offenbart hatte, sie konnten es nicht festhalten. Alle hatten sie den gleichen Traum, den zu deuten sie nicht in der Lage waren, alle mühten sich, das, was sie gefühlt hatten, in Worte zu fassen. Aber es gelang niemandem. Für den Bruchteil einer Sekunde teilten sie alle *ein* Wissen, das im nächsten Moment für immer verloren gegangen war.

Ein Tor war aufgestoßen worden, von dem man geglaubt hatte, dass es auf ewig geschlossen bleiben würde. Ein Ring aus reiner Energie hatte den Globus blitzartig umlaufen und jedes Lebewesen, jede Maschine für einen Augenblick aus dem Takt gebracht.

Und noch während die Wehmut mit der Morgendämmerung verblasste, begannen die Veränderungen.

Im Spiel der Kräfte sicherte nur ihr Gleichgewicht das Überleben der Schöpfung. Käme eine neue, unbarmherzige dazu, würde sich die Oberfläche unter ihrem ungeheuren Druck verwinden, bis gewaltigen Schockwellen alles Sein in Stücke riss und nichts übrig ließ, was bis dahin gewesen war.

3

Esther war in dieser Nacht nicht aufgewacht. Zum ersten Mal seit langer Zeit hatte sie durchgeschlafen und war am Morgen nicht so matt, nicht so bedrückt erwacht wie sonst. Im Gegensatz zu den Menschen, die ihr auf dem Weg ins Krankenhaus begegneten, die sich, so glaubte sie zumindest, anders verhielten. Keine großen Veränderungen, nur schien es ihr, dass sie irgendwie langsamer liefen. Es war, als hingen sie ihren Gedanken nach, mal schwermütig, mal mit scheuem Lächeln, als ob sie sich einer seltsamen Begebenheit erinnerten.

Die Bäckerin, bei der Esther jeden Morgen ihr Frühstück kaufte, mied längeren Blickkontakt. Dann – für einen Moment – hob sie zu einer Frage an, mit einem Gesichtsaus-

druck, den Menschen bekommen, wenn sie einen Arzt außerhalb der Sprechstunde wegen einer unangenehmen Sache um Rat fragen. Gegen ihre Art nickte Esther ihr ermutigend zu, irritiert über sich selbst, da sie für die Sorgen anderer nur wenig Platz in ihrem Herzen hatte. Die Bäckerin schüttelte den Kopf und lachte kurz und befreit auf.

»Was?«, fragte Esther freundlich.

»Ach, nichts, Frau Doktor. Alles in Ordnung.«

Auf der Station ging sie die Berichte der Nachtwache durch. Nichts Auffälliges. Der Pfleger hatte stündlich nach Judith gesehen und seine Besuche auf dem Krankenblatt mit Uhrzeit und Kürzel protokolliert. Zufrieden begann sie ihr Tagwerk, hielt Visiten ab, stellte Diagnosen, wechselte Verbände, versuchte, nicht unhöflich zu sein, wenn Patienten ein besonderes Mitteilungsbedürfnis hatten. Hier und da begegnete ihr dieser eigenartige Blick, diese Frage auf den Lippen, die niemand auszusprechen wagte. Aber das nahm stündlich ab, zog sich wie das Meer bei Ebbe zurück, bis es gegen Mittag ein Tag wie jeder andere war.

Sie saß gerade über Krankenakten, als die Tür zum Stationszimmer aufflog und Judiths Pfleger Esther leichenblass ansah.

Sie fragte: »Was ist los?«

Er antwortete: »Da gibt es etwas, das Sie sich ansehen sollten ...«

Sie wusste, dass er sie zu Zimmer 303 führen würde, das einzige, das sie bei der morgendlichen Visite gemieden hatte. Ohne sagen zu können, warum. Die Zeitungen hatten nicht über Judith berichtet, offenbar wirkte Esther auf die Belegschaft furchteinflößender, als sie dachte. Niemand hatte der Presse etwas über die prominente Patientin gesteckt. Falls sie sich jedoch in ihrem Zimmer umgebracht hatte, würde sich das nicht diskret behandeln lassen. Gott, wie lang dieser verdammte Flur doch war! Sie beschleunigte, überholte den Pfleger und betrat vor ihm Zimmer 303.

Judith lag auf ihrem Bett, aus dem Fenster starrend, hinaus in einen perfekten Spätsommertag, genau wie sie es bei Esthers letztem Besuch getan hatte. Das Zimmer wirkte immer noch freundlich und ruhig. Wieder schloss der Pfleger hinter ihr die Tür, so dass sie sich fast in einem Déjà-vu gefangen wähnte, wenn da nicht – als einzige Veränderung – der Fernseher gelaufen wäre. Eine Quizshow.

Esther kontrollierte Judiths Puls, prüfte die Pupillenreflexe – alles normal. Sie wurde ärgerlich und drehte sich zu dem Pfleger um. »Jetzt bin ich aber gespannt ...«

Sie wirkte einschüchternd, wenn sie *so* war: schön, kühl und kontrolliert.

»Es ist ... warten Sie!«

Er griff sich die Fernbedienung des Fernsehers, erhöhte die Lautstärke, setzte sich dann zu der Patientin ans Bett und berührte sie an der Schulter: »Judith? Judith! Können Sie das noch mal machen? Für mich?«

Esther wurde ungeduldig, aber der Pfleger machte eine beschwichtigende Geste. Jetzt waren nur noch die Fragen zu hören, die der Moderator seinen Kandidaten präsentierte. Die Fragen wurden in rascher Abfolge gestellt, ein hässliches Hupen oder ein helles Klingeln verrieten, ob die Kandidaten mit ihren Antworten falsch- oder richtiglagen.

Judith lag immer richtig. Dabei sah sie nicht auf die Mattscheibe, sondern starrte nur aus dem Fenster und antwortete, ohne eine Sekunde nachzudenken. Nächste Frage. Nächste Frage. Nächste Frage ... Judith wusste alles. Spuckte es wie ein Computer aus. Ohne Verzögerung, ohne Regung.

Esther nahm dem Pfleger die Fernbedienung ab und stellte den Ton leise. »Das reicht jetzt! Sie ist eine gebildete Frau. Und?«

»Sie verstehen nicht!«, protestierte der Pfleger.

Esther ging dazwischen: »Doch, ich verstehe ziemlich gut. Erst sollte sie tot sein, jetzt weiß sie die Antworten auf alle Fragen. Was kommt als Nächstes?«

Der Pfleger nahm seinen ganzen Mut zusammen: »Hier stimmt etwas nicht, Frau Doktor. Seitdem sie hier ist, stimmt etwas nicht. Und dann dieser Aufstand heute Nacht ...«

»Was für ein Aufstand?«

»Die ganze Station hat verrücktgespielt. Alle zur selben Zeit. Verstehen Sie? Alle! Haben geklingelt, weil sie schlecht geträumt haben. Alle ... nur diese Patientin hier nicht.«

»In Ihrem Bericht stand nichts davon.«

»Damit Sie mich rausschmeißen?! Nein, danke. Die Patienten haben sich ja auch wieder beruhigt. Und jetzt das hier ...«

»Hören Sie ...« Sie suchte in ihrem Gedächtnis nach seinem Namen.

»Geno.«

»Hören Sie, Geno. Das ist hier ist ein Krankenhaus. Menschen kommen hierher, um gesund zu werden ...«

Wieder machte er eine beschwichtigende Geste, wieder setzte er sich zu der Patientin ans Bett. Er beugte sich zu ihr herab und flüsterte: »Judith? Sie kennen alle Antworten. Jetzt verraten Sie mir die Fragen ...«

Einen Moment lag sie still, dann begann sie zu fragen. Schoss eine Frage nach der anderen ab. Ohne Verzögerung. So als läse sie sie von der Fensterscheibe ab. Geno deutete ihr sanft an, dass es genug sei, drückte dann auf die Fernbedienung: Der Moderator war jetzt wieder gut zu hören. Er kündigte die Schnellfragerunde an. Die Kandidaten hatten fünf Sekunden Zeit, zu antworten, sonst ging die Frage an den Konkurrenten weiter.

»Fertig?«, rief er. »In Ordnung. Die Zeit läuft ...«

Eine Frage nach der anderen wurde gestellt. Es waren Judiths Fragen. Allesamt. In Wortlaut und Reihenfolge.

Geno drückte die Stimme weg und sah Esther triumphierend an. Ehrfürchtig sagte er: »Sie hat das Zweite Gesicht!«

Esther war überrascht, aber sie fing sich schnell und lächelte böse: »Ja, das wird es sein. Oder die Quizshow ist eine

Wiederholung. Oder eine der vielen Firmen ihres verstorbenen Mannes hat sie produziert, und sie hat sie abgenommen. Oder Sie, Geno, sind ein Idiot.«

Geno wirkte verunsichert.

»Geben Sie ihr Aponal. Und wenn Sie schon dabei sind: Nehmen Sie auch gleich eine Pille. Das beruhigt.«

Sie ließ ihn stehen und verschwand aus 303.

Wie beneidenswert war es, nichts vom eigenen Schicksal zu wissen, nichts zu verstehen, falsch zu deuten oder schlicht zu vergessen. Und wie schwer war die Last, wenn zu sprechen dir verboten wurde. Wenn der Finger eines Engels deine Lippen versiegelt hatte. Das Schicksal hatte die beiden Frauen zusammengeführt, und ganz gleich, wie klein sie in dieser großen Partie sein mochten – es würde nicht von ihnen ablassen, bis sie ihre Bestimmung erfüllt hatten. Denn nichts geschah ohne Grund, alles drehte sich und hielt niemals an.

4

Auf dem Dach der Klinik hatte sie einen Logenplatz mit Blick auf das flammende Spektakel, das der Sonnenuntergang mit sich brachte. Der Himmel brannte in allen Schattierungen von Rot, in einer Intensität, dass flirrende Sinnestäuschungen ihr vorgaukelten, die steilen Felsen, die wie grimmige Wärter über der Stadt standen, würden von flüssigem Gestein überzogen. Für Esther hatten die Schroffen und Kämme, die Riffe und Zacken immer etwas Schützendes an sich, jetzt jedoch fühlte sie sich zum ersten Mal von ihnen bedroht. Im Feuer der Dämmerung wirkten sie ungeduldig und hinterhältig, so als könnten sie es kaum abwarten, sich auf ihre Stadt zu stürzen. So blieb Esther länger als gewöhnlich auf dem Dach und wartete auf die herannahende Nacht, die das Glühen und Brennen löschte und sternenklar und beruhigend den Horizont eroberte.

Im ewigen Eis eines Hochgebirges, weit oberhalb einer zerfallenden Welt, stand er auf einem Plateau im tiefen Schnee und erwartete die Geburt eines Engels. Scharfer Wind peitschte schneidende Eiskristalle auf, ließ sie in Wellen einander jagen, während er sehr still stand, sich ganz seiner Kraft und Größe bewusst. Im Wuchs so groß wie ein Seraph, war alles an ihm für den Kampf erschaffen worden, sehnig, wuchtig, einschüchternd, mit einem Blick, der Widerspruch nicht gewohnt war. Unter allen Potestates war er die Ausnahme, genauso alt wie die Seraphim und Cherubim, ein Frühgeborener: Iax.

Jetzt war seine Zeit gekommen, hier begann sein Weg.

Er stapfte durch den Schnee und erreichte einen Felsvorsprung über einem tiefen Tal, den der Wind bis auf den Stein freigeweht hatte. Hier zog er sein Schwert und ließ die Klinge über den Granit gleiten. Funken flogen, als er den Felsen aufschnitt, ihm ein rechtwinkliges Geviert einritzte. Dann legte er die Hand in das Quadrat und drückte es nach unten. Krachend und knirschend gab der Stein nach, sank ein paar Zentimeter ein, während Iax sich wieder aufrichtete und sein Schwert zurück in die Scheide steckte.

Schon bald stieg große Hitze aus dem Block auf, und jeder Schnee, jeder Firn, jede Wehe, die über diese Fläche stürmte, schmolz noch in der Bewegung und fiel zischend auf die Oberfläche. Die Luft vibrierte über dem Karree und ließ die Landschaft dahinter tanzen.

Die ganze Klippe erzitterte vor Hitze, bis die hinabgedrückte Platte von ihren Rändern her zu schmelzen be-

gann. Rotglühendes Licht schoss in den bewölkten Himmel, Schatten flackerten im Gesicht Iax', dem das Feuer nichts auszumachen schien. Ruhig stand er am Rand eines Vierecks, in dem jetzt Magma blubberte und gluckerte und sich in Blasen an die Oberfläche drückte. Kleine gelbe Flammen sprangen heraus, kreisten wie Irrlichter und verschwanden wieder, während der restliche Fels fest blieb und ohne Mühe die schwimmende Glut trug.

Dann geriet die heiße Masse in Bewegung. Ein Wirbel stach hinab in die Tiefe und gebar aus seiner Mitte einen großen glühenden Klumpen, der langsam drehend Form annahm. Aus dem kochenden Becken wölbte sich das flüssige Gestein, formte Konturen eines Kopfes, von Schultern, Brust und Becken aus, während alles Überflüssige in Schlieren an der Gestalt herabtropfte. Die Rotation beschleunigte, der brennende Engel wurde vollends aus dem Magma herausgedrückt, so dass auch seine Beine und Füße entstanden.

Iax ließ ihn keine Sekunde aus den Augen, fühlte den heißen Wind der Geburt. Trotz der Wirbel konnte er sehen, wie sich Augen, Nase und Mund bildeten, Finger, Knie und Zehen dazukamen. Wie Muskeln und Knochen den Körperteilen ihre endgültige Form gaben. Er sah das Gesicht des neuen Engels, glühend, verzerrt, als ob er Schmerz empfinden würde ... dann stand die Figur über dem glühenden See still. Den Kopf leicht zur Seite geneigt, die Augen geschlossen, friedlich, als ob sie schlafen würde.

Schneeflocken verdampften zischend auf seiner Haut, die vor Hitze erst tiefrot schimmerte, dann zusehends blasser wurde und abkühlte. Das Feuer, aus dem er geboren worden war, erstarrte unter seinen Füßen ebenso schnell wieder zu Stein, wie es zuvor geschmolzen war, so dass Iax zu ihm trat und ihn in seine Arme schloss. Vorsichtig, ja fast schon väterlich, trug er den jungen Engel durch den Schnee zurück in eine Höhle, in der zwei weitere Engel aufsprangen und ihn erwartungsvoll ansahen.

»Wie geht es ihm, Herr?«, fragte der eine, doch Iax antwortet nicht und legte den Schlafenden in eine kleine, geschützte Ecke.

Die beiden anderen traten schüchtern dazu, während Iax sich neben den neuen Engel hockte und seine Hand auf dessen Brust legte. Die Haut war noch heiß, schien nicht weiter auskühlen zu wollen.

»Nathanael! Erwache!«

Iax' Stimme war wie tiefes Donnernrollen, sprang wuchtig von Wand zu Wand und riss dabei Staub und winzige Partikel aus der Decke, die mit einem kurzen Rascheln auf den Boden fielen.

Nathanael zeigte keine Reaktion – seine Augen blieben geschlossen, wenn man auch heftige Bewegungen unter den Lidern ausmachen konnte. Iax prüfte wieder seine Temperatur: zu heiß. Viel zu heiß.

»Herr?«

Einer der beiden Engel, die Iax zur Seite standen, starrte auf Nathanael.

Iax reagierte gereizt und sprang auf: »Was?!«

Unwillkürlich machte der Engel einen Schritt zurück, senkte sofort seinen Blick und verhielt sich ruhig. Iax war mindestens einen Meter größer als er, war wie ein Heerführer vor einem Fahnenjungen.

»Was?«, fragte er erneut, diesmal sanfter, um den Engel nicht noch mehr einzuschüchtern.

Stumm zeigte der Engel mit dem Finger auf Nathanael. Iax folgte der Geste und blieb an Nathanaels linkem Arm hängen.

Er war verkrüppelt.

Der Unterarm leicht verdreht, die Hand stand in unnatürlichem Winkel vom Körper ab.

»Was ist das?«, fragte der Engel flüsternd, denn er hatte so etwas bei seinesgleichen noch nie gesehen.

Iax atmete schwer, unterdrückte seine Verunsicherung und wandte sich den beiden zu: »Ich weiß es nicht.«

Der andere Engel wagte jetzt auch einen Einwand, den Kopf gesenkt. »Wie ist so etwas möglich, Herr?«

Iax hockte sich wieder zu Nathanael, sah auf dessen Hand und kämpfte mit seinem Ekel: ein Krüppel. Nathanael war ein Krüppel! Kein Engel ward je so geboren – dieser hier durchbrach die Perfektion ihrer Art so sehr, dass man den Schock nur schwer aushalten konnte.

Er nahm eine Decke und warf sie über Nathanaels Oberkörper: Niemand sollte eine solche Verstümmelung sehen müssen. Er nicht, seine Diener nicht. Niemand.

Er wandte sich den beiden zu: »Geht! Holt Rafael! Eilt euch!«

Sie verbeugten sich rasch und hasteten los.

Dann setzte er sich wieder zu Nathanael, fühlte seine Stirn, war ratlos. Er hoffte, Rafael würde Rat wissen. Würde den Fehler erkennen und ihn beheben. Unter allen Cherubim war er der älteste, weiseste. Er würde wissen, was zu tun ist. Die Last ihrer Hoffnungen konnte unmöglich auf den Schultern eines Krüppels liegen. Der Herr hatte sich geirrt – und Rafael würde wissen, was jetzt zu tun war.

Und wie zur Bestätigung seiner Überlegungen murmelte Iax: »Ich weiß nicht, wer du bist, kleiner Engel. Aber es wäre besser, du wärest nie geboren.«

10

Sie waren allein.

Es wurde Tag und es wurde Nacht, ohne dass sich an Nathanaels Zustand etwas geändert hätte. Noch immer lag der kleine Engel dort, wo Iax ihn abgelegt hatte, während der Potestas im Höhleneingang saß, sich auf sein gewaltiges Schwert stützte und es vermied, Nathanael auch nur anzusehen, weit davon entfernt, ihm zur Seite zu stehen. Ihn, der gewohnt war, Befehle zu empfangen und sie durchzuset-

zen, störten die vielen Gedanken, die schlangengleich durch seinen Kopf krochen und ihn bissen: Fragen, deren Beantwortung ihn nicht nur überforderte, sondern die ihn auch schmerzten. Sein Leben war die Heilige Ordnung, daran glaubte er, sie gab ihm Richtung, ließ ihn niemals zweifeln und erfüllte sein Dasein mit Sinn. Doch jetzt war er hier, an der Seite eines jungen Mal'achs, und kämpfte mit seiner Enttäuschung und den düsteren Aussichten, die mit Nathanaels Geburt einhergingen. Und gleichzeitig verbot er sich diese Anmaßung! Er war nur ein Potestas. Weit weg von den göttlichen Plänen und Entscheidungen. Die Cherubim wussten, was es mit diesem Engel auf sich hatte. Sie würden ihn instruieren und alle Fragen beantworten. Sie kannten die Zusammenhänge und würden Iax' Weg vorzeichnen, und er würde ihn ohne jeden weiteren Zweifel bis zu seinem Ende gehen. Denn nichts geschah ohne Grund, alles drehte sich, und nur, wer alles kannte, wusste, dass alles Sinn machte.

Nathanael stöhnte leise unter der Decke, wand sich in Alpträumen, dennoch machte Iax keine Anstalten, ihm beruhigend die Hand auf die Brust zu legen, seine Ängste zu lindern, ihm den Finger auf die Lippen zu legen und zu flüstern: Schhh, kleiner Engel, schlaf jetzt!, auf dass er Frieden fand in seinem Arm.

Sein Verhalten war beschämend, Iax fühlte es in seinem Herzen, aber der Gedanke an den verkrüppelten Arm stieß ihn in einer Art und Weise ab, wie er es an sich noch nie beobachtet hatte. Wie war es möglich, dass sich ein Engel so von seinen Brüdern und Schwestern unterschied? Wie war es möglich, dass etwas so Unvollkommenes in ihre Welt geboren wurde? Was stand dahinter? Eine Prüfung? Ein Irrtum? Iax fand keine Antworten. Und je mehr er sich fragte, desto größer wurde seine Enttäuschung über Nathanael, dessen bloßer Anblick eine Schande für ihre Art war.

Endlich, mitten in der Nacht, kam Rafael.

In seiner Aura wurde alles, was war, heller. Sanftes, wei-

ches Licht, tiefer als die See, nicht funkelnd, nicht sprühend, nicht blitzend, und doch alle Aufmerksamkeit auf sich vereinigend. Es war wie das Wissen, in Frieden schlafen zu können nach harter Tage Arbeit, das Zuhause, in das man flüchtete, wenn einen der Sturm überraschte, das Herz, das alles verstand, und die Hand, die streichelte, wenn Angst Splitter in die Seele trieb.

Iax verneigte sich, alle Sorge fiel von ihm ab, und auch Nathanael beruhigte sich augenblicklich und fiel in tiefen, traumlosen Schlaf. Rafael bot Iax die Hand: »Iax, mein Freund.«

Iax lächelte und fiel Rafael erleichtert in die Arme: »Ich bin glücklich, Euch zu sehen, Herr.«

Beide waren gleich groß, und doch schien es, als ob Iax in seiner Nähe zu einem Zwerg zusammenfiel. Auch waren Rafaels Gesichtszüge feiner, freundlicher, die Augen sanft und braun, während Iax' Augen grün und kühl schimmerten. Im Gegensatz zu Iax trug Rafael weder Brustpanzer noch Schwert, denn kein Cherubim griff zur Waffe oder geriet je in Not, sich verteidigen zu müssen. Kein Engel konnte sich dem Licht der Cherubim entziehen, ganz gleich wie gefährlich die Zeiten sein mochten.

Rafael blickte Iax an: »Ich hätte nicht gedacht, dich noch einmal so zu sehen.«

Iax nickte und sah an seiner Rüstung herab, auf seine Hand, die ruhig auf seinem Schwert lag: »Niemand hätte das für möglich gehalten, Herr. Und doch ist es so.«

Rafael nickte: »Jetzt erst lüften sich die letzten Geheimnisse, Iax.«

»Ihr habt nichts davon gewusst?«

»Nein.«

Unwillkürlich umfasste Iax den Griff seines Schwertes: »Ihr hättet handeln müssen, als es noch nicht zu spät war. Ein kurzer Befehl hätte gereicht. Ich wäre für Euch bis ans Ende der Zeit gegangen.«

Rafael hob die Hand, augenblicklich löst Iax den Griff.

»Glaubst du nicht, dass, wenn wir hätten handeln können, wir es getan hätten?«

Iax verbeugte sich vor ihm: »Verzeiht mir ...« Er richtete sich wieder auf. »Es ist nur so, dass ich voller Sorge bin, voller ...«

»... Zweifel?«

»Vorahnungen, Herr. Wir zwei wissen, was uns bevorstehen könnte. Wir haben es beide schon einmal erlebt!«

»Ja.«

»Es *darf* nicht passieren, Herr. Wir waren stark damals. Und doch brauchten wir all unsere Kräfte! Wir dachten, wir hätten den Drachen für immer besiegt. Doch er ist zurück, mächtiger als je zuvor.«

Rafael legte seine Hand auf Iax' Schultern und lächelte: »Noch besteht Hoffnung, mein Freund!«

Frieden und Zuversicht durchfluteten Iax von der Stelle aus, an der Rafaels Hand ihn berührte: Iax vergaß die Sorge und die Aufregung, sein Blick wurde weich. Der Cherub blickte an ihm vorbei auf den schlafenden Nathanael und kniete sich an dessen Lager. »Du hast ihn geholt. Das ist gut.«

Iax schwieg – Rafael drehte sich zu ihm. »Was sorgt dich, Iax?«

Iax griff die Decke und riss sie zurück. Rafael reagierte kontrolliert, aber Iax' Auge war geschult, nichts entging dem Postas, nicht die kleinste Regung. Und so bemerkte er Rafaels Überraschung, den Anflug des Entsetzens, als er die Verkrüppelung sah. Auch der Cherub hatte davon nichts gewusst.

»Erklärt mir das!«, forderte Iax hart.

Rafael schwieg.

Iax warf die Decke wieder zurück. Und auch jetzt konnte er sehen, dass Rafael die Verkrüppelung genauso wenig ertrug wie er selbst.

»Das spielt keine Rolle, Iax«, antwortete Rafael langsam.

»Könnt Ihr ihn heilen?«, fragte Iax.

Rafael stand auf und schüttelte leicht den Kopf: »Nein.«

Iax sackte förmlich in sich zusammen, wandte sich ab. »Wenn Ihr ihn nicht heilen könnt, dann besteht keine Hoffnung mehr.«

»Mäßige dich, Iax!«

»Aber was kann *ich* noch tun, wenn selbst die Cherubim ratlos sind?«

»Du wirst den Weg gehen, der dir vorbestimmt ist, Iax. Was der Herr verbunden hat, wirst du nicht trennen!«

Iax zögerte mit der Antwort, dann verneigte er sich: »Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun. Aber ich fürchte, es wird nicht genug sein.«

»Du bist voller Zweifel, Iax. Warum?«

Iax senkte den Blick: »Ich weiß, was ich kann, Herr, und ich weiß, was ich nicht kann. Und ich sehe, dass Ihr ratlos seid.«

»Ich bin ratlos, aber ich glaube an unsere Sache. Solltest du das nicht auch tun?«

»Ich glaube, Herr. Es war nie anders.«

Rafael nickte: »Dann geh und erfülle dein Schicksal, so wie wir unseres erfüllen werden!«

Die Stimme durchdrang Iax mit Zuversicht und Zufriedenheit und dem Glauben an das, was ihm vorbestimmt war. Er verbeugte sich: »Ich danke Euch für Euren Zuspruch.«

Nathanael wurde unruhig – die Alpträume hatten ihn offenbar wiedergefunden und quälten ihn erneut. Seine Lippen bewegten sich jetzt, als würde er sprechen, aber außer einem Wispern war nichts zu hören. Rafael kniete sich erneut zu ihm und legte sein Ohr nahe an Nathanaels Mund.

Iax beobachtete ihn genau, sah einen kurzen Reflex in den Augen des Cherubs, bevor der hochschnellte und den kleinen Engel ansah. »Das ist unmöglich!«, rief er überrascht.

»Was hat er gesagt?«, fragte Iax.

Rafael ließ sich mit der Antwort Zeit, und fast schien es, als wollte er gar nicht antworten. Dann murmelte er nachdenklich: »Das ist nicht möglich ...«

»Was, Herr?«

Beide sahen einander an, dann fiel ihr Blick auf Nathanael, der wie im Fieber dalag und wisperte. Iax kniete sich herab, lauschte.

Dann hörte er es auch.

»Mama!«

II

Der Abschied war herzlich, wenn auch wehmütig, denn Rafael wusste nicht, ob sie sich je wiedersehen würden. Seit Anbeginn der Zeit verband die beiden eine tiefe Freundschaft, die weit über das hinausging, was alle Engel miteinander verband. Jetzt, da Iax gezwungenermaßen aus der Gemeinschaft der Verteidiger ausgeschlossen wurde, erwachte in ihm ein unbändiger Wille, die in ihn gesetzten Hoffnungen nicht zu enttäuschen. Es war der Wille des Herrn, Nathanael um jeden Preis zu schützen – sein eigenes Leben zählte nicht. Die Cherubim wussten, dass Iax diesen Kampf nicht würde gewinnen können, aber sie sagten es ihm nicht. Es wäre auch nicht nötig gewesen, denn Iax fühlte sich wieder eins mit der Heiligen Ordnung, die ihn mit innerem Frieden empfing und ihm die Sicherheit gab, das Schwert gegen jeden zu führen, der sie angriff. Von diesem Moment an war er allein mit Nathanael. Bis der Moment gekommen sein würde, sich dem Drachen erneut zu stellen.

Als Rafael ging, verschwand mit ihm auch das tröstende Licht, nicht aber Iax' Abscheu vor Nathanaels Besonderheiten, so dass er ihn weiter am Boden liegen ließ, in der Hoffnung, dass er endlich zu sich kommen würde. Nicht einmal Rafael wusste, was es mit Nathanaels Träumen auf sich hatte und ob die Anomalien stoppten, wenn er erst einmal erwachte. Letztlich spielte es für Iax keine Rolle: Er hatte einen klaren Auftrag. Und den würde er erfüllen. Ganz gleich, wie